

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in *Pastoraltheologie*, 94 (2005). It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Friedrichs, Lutz

Kleiner Sonntagsgottesdienst. Praktisch-theologische Überlegungen zu einem – verdrängten – Alltagsproblem

in: *Pastoraltheologie*, 94 (2005), pp. 398–410

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Vandenhoeck & Ruprecht: <https://www.vr-elibrary.de/self-archiving>

Your IxTheo team

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in *Pastoraltheologie*, 94 (2005) erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Friedrichs, Lutz

Kleiner Sonntagsgottesdienst. Praktisch-theologische Überlegungen zu einem – verdrängten – Alltagsproblem

in: *Pastoraltheologie*, 94 (2005), S. 398–410

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Verlags Vandenhoeck & Ruprecht publiziert: <https://www.vr-elibrary.de/self-archiving>

Ihr IxTheo-Team

Kleiner Sonntagsgottesdienst

Praktisch-theologische Überlegungen zu einem – verdrängten – Alltagsproblem¹

Lutz Friedrichs

Erschienen in: *Pastoraltheologie* 94 (2005), 398-410

„Die Feier des Gottesdienstes nach der Agende entbindet nicht von der Aufgabe, jeden Gottesdienst dem Anlass und dem Kreis der Teilnehmenden entsprechend zu gestalten.“²

1. Das Kleine achten

„Gottesdienste mit kleiner Teilnehmerzahl“ ist ein eigenes Thema des Evangelischen Gottesdienstbuchs (1999).³ Das „Kleine“ wird geachtet, der kleine Sonntagsgottesdienst erhält mit Blick auf die Wirklichkeit in vielen Gemeinden sein eigenes Recht.⁴ Die Leitlinien kirchlichen Lebens der VELKD lassen sich auch in diesem Sinn programmatisch verstehen: „Die Feier des Gottesdienstes nach der Agende entbindet nicht von der Aufgabe, jeden Gottesdienst dem Anlass und dem Kreis der Teilnehmenden entsprechend zu gestalten.“

Das ist ein einleuchtender Anspruch. Aber wie kommt das bei uns an? Können wir, wollen wir uns überhaupt auf dieses Kleine einlassen? Kleine Zahlen – stehen sie nicht für den Rückgang von Kirche in unserer Gesellschaft? Und wird dies nicht überdeutlich am Gottesdienstbesuch? Wenn am Sonntagmorgen wieder mal nur „zwei oder drei versammelt sind“ (Mt 18, 20)⁵ – sollen wir uns darauf einlassen, uns damit abfinden?

Das Thema ist bisher praktisch-theologisch kaum beachtet. Es kommt eher unscheinbar daher. Und doch stecken, genau betrachtet, ganz grundsätzliche Fragen dahinter, die über das Gottesdienstliche hinausgehen: Ist der „normale“ Gottesdienst ein Auslaufmodell? Was sind unsere Leitbilder von Gottesdienst, Gemeinde, Kirche? Wie können wir heute „Kirche für andere“ sein? Lösungen liegen nicht einfach auf der Hand. Sie müssen erst noch gefunden werden.

2. „Ich komme mir verloren vor ...“ – ein Fallbeispiel

„Jetzt langt’s!“ Ich spreche mit einer Kollegin, die die Nase voll hat und nun endlich was tut will. Sie ist mehr als 10 Jahre im Dorfpfarramt und sagt sich und mir: „Für mich ist inzwischen die Toleranzgrenze erreicht“.

¹ Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags vor dem Kirchenkreiskonvent in Beverstedt im Juni 2005.

² Leitlinien kirchlichen Lebens der VELKD, Gütersloh 2003, 32.

³ Evangelisches Gottesdienstbuch. Agende für die Evangelische Kirche der Union und für die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands, Berlin 1999, 156-176. Siehe auch Evangelisches Gesangbuch, Ausgabe Mecklenburg, Nr. 682: Gottesdienst mit geringer Teilnehmerzahl, 1171-1177.

⁴ In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass die Andacht als „Kleine Form des Gottesdienstes“ schon seit längerer Zeit Konjunktur hat. Siehe dazu Wolfgang Ratzmann: Der kleine Gottesdienst im Alltag. Theorie und Praxis evangelischer Andacht, Leipzig 1999.

⁵ Das Problem ist ein typisch protestantisches, da als Subjekt des Gottesdienstes die Gemeinde bestimmt wird und – stärker als in der katholischen Tradition auch nach dem Vaticanum II – Partizipation konstitutiv ist. Zudem stellt sich das Problem auch deshalb als ein typisch protestantisches, weil Gottesdienst wesentlich als Predigtgottesdienst verstanden wird.

Sie nehme sich viel – sehr viel – Zeit für die Predigt. Und die Liturgie. Und dann erlebe sie, wie am Sonntagmorgen acht, manchmal fünf kommen. Sie war auch schon mit einer älteren Frau allein. „Ich komme mir verloren vor, wenn ich das Kyrie und Gloria singe.“ Nach längerer Zeit sagt sie dann: „Ich bin tief frustriert, weil ich mich mit dem, was ich mache, nicht geachtet fühle.“

Sie hat schon viel ausprobiert. Gemeindeübergreifende Angebote funktionieren in der Regel nicht. Da hat sie ihre Erfahrung, Regionalisierungsdebatte hin, Regionalisierungsdebatte her. Lieber bleiben die Leute zu Haus, als in eine „fremde“ Kirche zu gehen, auch wenn die im Nachbarort ist (jedenfalls, wenn ganz „normaler“ Gottesdienst ist. Anders sieht es nur aus, wenn Himmelfahrt ist. Oder ein Fest mit einem Gottesdienst eröffnet wird.)

„Der Gottesdienst muss eine andere Form haben.“ Sie überlegt, einen Stuhlkreis zu machen, auf Kyrie und Gloria zu verzichten. Und nur noch eine Kurzpredigt zu halten. Sie kenne den Einwand, aber er könne sie nicht mehr beeindrucken: Dass die Leute lieber auf ihren Stammsitzen sitzen bleiben als nach vorn zu kommen.

Die Kollegin will etwas ändern, spürt aber auch, wie schwer es fällt, sich von dem zu trennen, was ihr persönlich viel bedeutet: „Mein Selbstverständnis hängt vom Gottesdienst ab“, sagt sie, „mein Anspruch, verkündigen zu wollen.“

Es ist davon auszugehen, dass der Leidensdruck wie im Fallbeispiel unter Pfarrern und Pfarrerinnen oft hoch ist. Praktische Lösungen des Problems sind nötig. Bevor ich dazu komme, möchte ich versuchen, es zunächst einmal näher anzuschauen. Ich meine, hinter dem Problem stecken Fragen nach unserem Leitbild von Gottesdienst. Darin sehe ich das eigentlich Spannende. Mein Anliegen ist, Mut zum Loslassen zu machen. Zum Loslassen von Vorstellungen und Bildern, die uns die Kraft nehmen. Und zum Festhalten an dem, was unser Profil stärkt. Zum Festhalten an einer Offenheit, die Kirche auch in Zukunft relevant hält für Fragen der Menschen, auch, und vielleicht besonders in ihren Gottesdiensten.

Warum ist das Problem bisher nicht bedacht worden? Vielleicht, weil Themen, die dem Kleinen in der Kirche nachgehen, eher gescheut werden. Vielleicht auch deshalb, weil es als Alltagsproblem mit einer solchen Tiefenschicht verdrängt wird.

3. Annäherungen und Deutungen

3. 1. Wenn das Gegenüber verloren geht

Ich nehme zunächst das Gespräch mit meiner Kollegin auf. Sie kommt sich in ihrer Situation „verloren“ vor. Was meint sie damit?

Die Kollegin spricht aus der Perspektive derer, die Gottesdienste leiten. Sie rackert sich ab, bereitet vor, investiert Zeit. Und das Ergebnis ist: Es ändert sich, jedenfalls grundlegend, nichts. Sie fühlt sich nicht anerkannt. Und ist frustriert, was nur allzu gut verständlich ist.

Sie fühlt sich an genau den Orten der Liturgie verloren, die von einem rituellen Gegenüber von Gemeinde und Amtsrolle leben. Kyrie und Gloria verlieren ihren Sinn, wenn ihr Charakter als gemeinsamer Anruf und Lob Gottes in der Atmosphäre privater Intimität gleichsam versanden. Erst die kleine Teilnehmerzahl lässt uns verstehen, was wir sonst wie selbstverständlich vollziehen: Gottesdienst als Ritual. Als Ritual, das auf Gemeinschaft, nicht auf den Einzelnen bezogen ist.

Die Kollegin fühlt sich verloren – weil ihr ihr rituelles Gegenüber verloren geht. Sie spürt das beim Kyrie und Gloria. Aber auch Predigt und Segen sind solch empfindliche Stellen.

Der Segen am Schluss macht das auf seine Weise sehr deutlich. Es ist eine rituelle Inszenierung des Evangeliums: Die Amtsträger „schreiten“ in einem symbolischen Akt zum Altar als Ort der Präsenz Gottes. Von dort aus „spenden“ sie Segen als priesterlichen Akt. Ihre Segensgestik setzt Distanz voraus, ein deutliches Gegenüber von Amt und Gemeinde, Priester und Gemeinschaft. In kleinen liturgischen Formen, beispielsweise der Andacht am Morgen hingegen, wirkt solche Gestik deplaziert und wird deshalb meist vermieden.

Das gottesdienstliche Ritual setzt eine Mindestzahl von Menschen voraus. Die Anzahl genau zu bestimmen, fällt schwer. Sind es mindestens fünf, acht oder zehn, wie es für den jüdischen Gottesdienst Bedingung ist? Vielleicht ist die Anzahl gar nicht entscheidend. Entscheidend ist vielmehr das Gefühl, dass es eine Grenze gibt, ab der Gottesdienst als Ritual nicht mehr funktioniert, abhängig auch von der liturgischen Kompetenz der je Beteiligten.

Zu vermuten ist, dass Gemeinden ähnlich empfinden. Auch sie spüren, dass die eingespielte Form nicht mehr der Situation entspricht.⁶ Bei Chorälen, die den Klang singender Gemeinschaft vermissen lassen, kann sich schnell das Gefühl einstellen, verloren, nicht mehr getragen zu sein.

Was ich versucht habe, ist ein erster, eher pastoraltheologischer Annäherungsversuch an unser Thema. Das Gefühl der Verlorenheit hat sich ritualtheoretisch klären lassen. Ich werde nun einen Schritt weiter gehen und das Phänomen in einem weiteren Zusammenhang vom Aspekt der Öffentlichkeit her betrachten. Dabei zeigt sich: Im Gefühl der Verlorenheit kommt auch empfundener Machtverlust der Kirche und ihrer Gottesdienste in unserer Gesellschaft zum Ausdruck.

3.2. Wenn Öffentlichkeit verloren geht

Christlicher Gottesdienst ist wesentlich öffentlicher Gottesdienst. Am Fallbeispiel wird deutlich, dass die kleine Teilnehmerzahl nicht nur das Ritual blockiert, sondern auch dessen Anspruch auf Öffentlichkeit in Frage stellt.

Was ist heute Öffentlichkeit?⁷ Öffentlich ist, was allgemein bekannt ist. Unter Bedingungen unserer Gesellschaft ist dieses „allgemein bekannt“ nicht mehr selbstverständlich. Es differenziert sich aus, Öffentlichkeit existiert, zumal medial vermittelt, in verschiedenen Öffentlichkeiten und in verschiedenen Formen. Die Soziologie spricht in diesem Zusammenhang vom „Strukturwandel der Öffentlichkeit“.

Für das Verständnis des Gottesdienstes unter solchem Strukturwandel ist es hilfreich, sich drei grundlegende Formen von Öffentlichkeit zu vergegenwärtigen: Es gibt eine repräsentative, diskursive und emotionale Öffentlichkeit. Die repräsentative stellt Konsense dar, die diskursive tauscht Argumentationen aus, die emotionale hingegen ist auf subjektive Betroffenheit ausgerichtet. Diese Unterscheidung hilft, drei Phänomene hinsichtlich des Gottesdienstes zu erhellen:

1. Gottesdienste sind Formen repräsentativer Öffentlichkeit: Gottesdienste stellen den Glauben der christlichen Gemeinde als Konsens dar. Sie sind darin eine eigene, in einem

⁶ Ein besonderes Problem – jedenfalls aus Sicht der Pfarrerinnen und Pfarrer – ist das Beharren auf dem eigenen Sitzplatz. Es kann einfach Gewohnheit sein. Aber in einem tieferen Sinn kann darin auch ein Beharren auf Gottesdienst als einem öffentlichen Ritual stecken: Distanz wird gewahrt, auch wenn sich Verlorenheit einstellt.

⁷ Siehe dazu Karl-Fritz Daiber: Gottesdienst und Öffentlichkeit, in: Hans-Christoph Schmidt-Lauber/Michael Meyer-Blanck/Karl-Heinrich Bieritz (Hg.): Handbuch der Liturgik, Göttingen ³2003, 577-590. Daiber weist in seinem instruktiven Artikel auch auf die nichtöffentlichen Gottesdienstformen und ihre Legitimität hin.

gewissen Sinn ganz „unmoderne“ Form der Kommunikation. Nach Jürgen Habermas sind es die Kirchen, die mit ihren Gottesdiensten dafür sorgen, dass solche repräsentative, darstellende Öffentlichkeit bis heute überlebt hat.⁸ In dieser Form öffentlich sind Kirchen auch kulturell präsent: Sichtbar an ihren Kirchen und Kirchtürmen, hörbar an ihren Glocken.

2. *Gottesdienste können auch im Modus einer diskursiven Öffentlichkeit gestaltet werden:* Das politische Nachtgebet ist ein Beispiel dafür. Damit wird auch auf den „Machtanspruch“⁹ verzichtet, der sich mit der repräsentativen Öffentlichkeit verbindet. Kirche stellt nicht den Glauben als Konsens dar, sondern versteht sich als Forum der Suche nach Antworten.

3. *Gottesdienste können von emotionaler Öffentlichkeit überlagert werden:* Richard Sennett spricht unter dem Stichwort „Tyrannei der Intimität“ von einem Absterben des öffentlichen Raums, weil und insofern die „emotionale Selbstoffenbarung zum Stilmittel öffentlicher Äußerungen“¹⁰ wird: „Die Schwäche, die Sennett im Blick auf die Kommunikation grundlegender, allgemein verbindlicher öffentlicher Sachverhalte konstatiert hat, wirkt sich auch auf den Gottesdienst aus: die ‚Objektivität‘ des Rituals wird problematisiert, ebenso eine dogmatische Verkündigungssprache der Predigt, Elemente subjektiver Betroffenheit und persönlicher Gemeinschaft werden gesucht“¹¹.

Soziologisch gesehen, ist öffentlicher Gottesdienst eine Form repräsentativer oder darstellender Öffentlichkeit. Im Gottesdienst werden keine Argumente ausgetauscht (diskursiv), er zielt auch nicht auf subjektive Betroffenheit (emotional). Vielmehr wird der christliche Glaube gemeinschaftlich als Konsens „dargestellt“. Wie bedeutsam solche Formen von Öffentlichkeit nach wie vor sind, hat sich zuletzt am öffentlich inszenierten Tod von Papst Johannes Paul II. eindrücklich gezeigt.

Der Aspekt der Öffentlichkeit hilft das Phänomen besser zu verstehen: Kleine Teilnehmerzahlen stellen die darstellende Funktion des Gottesdiensts in Frage. Der Konsens des Glaubens, rituell inszeniert, wird kaum noch geteilt. Es stellt sich das Gefühl ein, in der Gesellschaft verloren zu sein. Man bleibt unter sich.

Schon der „normale“ Gottesdienstbesuch, der im Durchschnitt der Zählsonntage EKD-weit bei etwa 4 % der Kirchenmitglieder liegt (und darin relativ konstant ist),¹² macht deutlich, dass genau die gesellschaftlichen Gruppen unterrepräsentiert sind, die Öffentlichkeit mitbestimmen. Überrepräsentiert sind ältere Frauen sowie Konfirmandinnen und Konfirmanden. Um wie viel mehr nimmt die Plausibilität des Repräsentativen ab, wenn die Zahl der Teilnehmenden noch unter diese Grenze fällt. Die Form behauptet öffentliche Darstellung des Glaubens. Die kleine Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer hingegen „demonstriert“ den Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit und darin auch den Verlust des öffentlich-kulturellen Machtanspruchs der Kirchen und ihrer Gottesdienste.

⁸ Diese Form der Öffentlichkeit ist in demokratischen Gesellschaften rückläufig, insbesondere in Deutschland, weil die Zeit des Nationalsozialismus diese Form der Öffentlichkeit desavouiert hat.

⁹ Daiber (Anm. 7), 577.

¹⁰ A.a.O., 582.

¹¹ A.a.O., 584. Ein Beispiel für diese emotionale Überlagerung des Repräsentativen ist der Friedensgruß, der inzwischen nicht selten auch im Gottesdienst am Sonntagmorgen praktiziert wird.

¹² Die Vorstellung, der Besuch sei auf diesen Wert gesunken, ist mit Vorsicht zu behandeln. In der Nachkriegszeit war der Besuch tatsächlich höher. Aber für das 19. Jahrhundert sind ähnliche Zahlenwerte typisch, jedenfalls nach Wegfall der gottesdienstlichen Staatspflicht. Siehe dazu: Helmut Schwier, Sonntagsgottesdienst, in: Christian Grethlein/Günter Ruddat (Hg.): Liturgisches Kompendium, Göttingen 2003, 394-418.

So gesehen wird aber auch deutlich, dass eine pragmatische Lösung im Sinn einer Änderung der Form das Problem noch gar nicht erfasst. Es behandelt gleichsam die Symptome, nicht aber die tiefer liegenden Ursachen.

4. Wenn das leere Haus Kräfte zu sehr bindet: Arbeit an Leitbildern

Ich habe bisher von Gottesdienst allgemein gesprochen. Das Problem der kleinen Teilnehmerzahl ist aber insbesondere eins des Gottesdienstes am Sonntagmorgen.

In der Wahrnehmung der Leute ist dieser Gottesdienst „eigentlicher Gottesdienst“. In Interviews auf Kirche angesprochen, sprechen sie über Gottesdienst und meinen ganz selbstverständlich den Gottesdienst am Sonntagmorgen. Es ist ihr Kirchgang. Auf diesen Gottesdiensttyp sind ihre Erwartungen gerichtet: Sie gehen gelegentlich und erwarten Öffentlichkeit, Kontinuität und Lebensnähe.

Man kann diese Erwartungshaltung kritisieren. Dennoch sehe ich darin auch Legitimes, das uns herausfordert, diese Form des Gottesdienstes, auch wenn sie klein ist, öffentlich und damit offen zu halten. Die Gefahr ist ja, dass wir, je kleiner wir werden, tatsächlich nur noch unter uns bleiben und im Gegenzug über die schimpfen, die nicht kommen. Wie können wir dieser Gefahr entgehen? Wie können wir unter gegebenen Bedingungen offen bleiben?

Ich sehe zunächst einen wesentlichen Schritt darin, unser Leitbild Gottesdienst zu hinterfragen. Wir sind mit dem Gottesdienst am Sonntagmorgen inzwischen an einem Punkt, an dem es loszulassen gilt. Nicht den Gottesdienst an sich, aber die alten Bilder, die eher blockieren als motivieren. Loslassen ist nicht einfach. Aber ein solches Loslassen kann neue Potenziale freisetzen.

Was müssen wir loslassen? Von was müssen wir uns trennen? Ich sehe mindestens zwei Aspekte:

1. Wir müssen uns von der Vorstellung trennen, die Krise des Gottesdienstes könne mit lebendiger Gestaltung überwunden werden.

Der Gottesdienst am Sonntagmorgen ist religionssoziologisch betrachtet ein Ritual, genauer ein Kultritual. Darin hat er seine Plausibilität und seine Grenzen. Diese Grenzen werden in der Moderne besonders spürbar. Nicht nur seine übliche Zeit (10.00 Uhr) wird als problematisch empfunden, sondern auch seine Struktur. Denn das Ritual funktioniert gegenläufig zum modernen Lebensgefühl: Es ist, religionssoziologisch gesehen, Ursprungserinnerung einer Gemeinschaft, die sich ihres tragenden Grundes wesentlich im Lesen und Auslegen der Schrift vergewissert.¹³

Wer sich diese Bedingungen vergegenwärtigt, wird sehen, dass es nicht gelingen kann, mit Gestaltungsfragen das Problem grundlegend zu lösen. Das kann bedauert, aber auch als Entlastung wahrgenommen werden, wie auch die theologische Einsicht, dass wir letztlich über den Gottesdienst nicht verfügen. Die Kollegin im Fallbeispiel ist frustriert, weil sie sich mit ihrem Engagement nicht geachtet fühlt. Wäre sie bereit, die eigenen Erwartungen an diese Form realistisch einzuschätzen, könnten ihr neue Kräfte zuwachsen. Statt frustriert zu sein, könnte sie überlegen, wie ihre Kräfte an anderer Stelle sinnvoll zum Zug kommen können.

2. Wir müssen uns von der Vorstellung trennen, der Gottesdienst am Sonntagmorgen sei Mitte der Gemeindearbeit.

¹³ Siehe dazu genauer Lutz Friedrichs: Mit dem Zweiten sieht man besser? „Alternative“ Gottesdienste als liturgische Herausforderung, in: lernort gemeinde 23/2005/2, 46-50.

Ich bin mir bei diesem Punkt nicht sicher, ob die Trennung von diesem Leitbild nicht längst eingesetzt hat. Vielleicht ist es so, dass landauf landab gespürt wird: Nein, das geht nicht mehr. Es passt nicht mehr. Und doch fällt der Schritt des Loslassens schwer.

Es gibt eine Testfrage, um dem eigenen Stand gut auf die Spur zu kommen: Der Unterricht. Was ist eigentlich unser didaktisches Leitbild vom Gottesdienst, das wir unserer Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden zu Grunde legen? Was machen wir hier zur Norm? Was müssen Jugendliche lernen, was nicht?¹⁴

Ich vermute, dass insbesondere in der Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden der Gottesdienst am Sonntagmorgen nicht selten Leitbild ist, heimlich oder offen. Was spricht dafür, sich von diesem Leitbild zu verabschieden?

Ich gehe vom liturgischen Verhalten der „Leute“ – ich verstehe darunter die Mehrheit der Kirchenmitglieder – aus. In ihm kommt zum Ausdruck, dass Gottesdienst nicht mehr nach dem Leitbild von Einheit und Ganzheit funktioniert.

Solche Ganzheit fordert beispielsweise die Perikopenordnung. Sie setzt voraus, dass Menschen von Sonntag zu Sonntag die Bibel in ihrem Reichtum wahrnehmen und gleichsam durchlaufen.¹⁵ Ein Bildungsideal, das kaum noch der Wirklichkeit standhält, aber uns aufgegeben und vorgegeben ist.

Ähnlich verhält es sich mit der Vorstellung, es gäbe den *einen* Gottesdienst, in dem sich christlicher Glaube gleichsam bündelt und fokussiert. Nach wie vor gibt es Gemeinden, die in ihren Schaukästen oder Gemeindebriefen vom „Hauptgottesdienst“ sprechen. Damit werden, weil in der Regel der 10.00 Uhr Gottesdienst gemeint ist, alle anderen Gottesdienste der Gemeinde zu „Nebengottesdiensten“, auch die, in denen Menschen Lebensnähe besonders spüren und schätzen: die Kasualien.

Das Leitbild der Einheit ist, so vermute ich, fester in uns verwurzelt als uns lieb sein kann. Immerhin ist damit auch unser Territorium beschrieben: Die *eine* Gemeinde, die *eine* Parochie, der *eine* Gottesdienst. So gesehen, hat der Gottesdienst am Sonntagmorgen auch symbolisch-repräsentative Funktion für unser Verständnis von Kirche und Gemeinde. Wie anders die Menschen das erleben, wird deutlich, wo Parochie in diesem Sinn brüchig wird, etwa bei Wahl der Kasualkirche: In Verarbeitung ihrer Biografie suchen sich Leute heute ihre „eigenen Orte für die Darstellung ihrer Zugehörigkeit zu Kirche“.¹⁶ Damit ist nicht gesagt, dass die Ortskirche bedeutungslos wird. Was sich aber verändert hat, ist, dass Menschen heute „ihre“ Kirche wählen.

3. Was unsere Ideen fordert: Entdeckungen einer facettenreichen Gottesdienstkultur

Nimmt man solches liturgisches Verhalten ernst, verschieben sich Bilder dessen, was Gemeinde ist.¹⁷ Es gibt gar nicht „die“ Gemeinde, sondern verschiedene Gemeinden, Gemeinden auch, die sich in Form von Familien konstituieren.

Auch das Bild „Parochie“ bekommt noch einmal neue Facetten. Karl-Fritz Daiber erinnert daran, dass mit dem Begriff ursprünglich der Gedanke des wandernden Gottesvolkes verbunden war: „die Christen wohnen an einem Ort, aber sie sind nicht Bürger dieses Ortes, sie

¹⁴ Siehe dazu Christian Grethlein: Gottesdienst nur am Sonntag? Evangelische Überlegungen zu einem zeitgemäßen Gottesdienstverständnis, in: JLH 43/2004, 114-133, 131f. Zu prüfen wäre, inwiefern die Unterrichtsmaterialien dieses Leitbild widerspiegeln.

¹⁵ Lutz Friedrichs: Öffentlich zum Glauben reizen – Die Perikopenordnungen, in: ZGP 22/2004/3, 2-4.

¹⁶ Grethlein (Anm. 14), 123.

¹⁷ Siehe dazu auch Paul Post: Rituell-liturgische Bewegungen. Erkundungen von Trends und Perspektiven, in: Albert Gerhards/Benedikt Kranemann (Hg.): Christliche Begräbnisliturgie und säkulare Gesellschaft, Leipzig 2002, 25-60, 46f: „Die Perspektive des Randbereichs“.

sind Fremdlinge. [...] Die Gemeinde am Ort sollte (in diesem Sinn) immer auch etwas widerspiegeln von der Hoffnung auf die Zukunft des Reiches Gottes. Vielleicht braucht sie, um dies tun zu können, das kritische Gegenüber ganz anderer Gemeindebildungen, das Gegenüber von Gruppen, die nicht das geprägte Alte verkörpern wollen, sondern auf der Suche sind, neue Lebensmöglichkeiten des Evangeliums zu entdecken.“¹⁸

Damit lässt sich das Leitbild „Gottesdienst am Sonntagmorgen als Mitte der Gemeinde“ nicht mehr halten. Das kann, wie für die Kollegin im Fallbeispiel, schmerzlich sein. Die Trennung davon aber verspricht, neue Kräfte und Ideen für eine facettenreiche Gottesdienstkultur vor Ort freizusetzen.¹⁹ Auch die Frage des Repräsentativen stellt sich in dieser Perspektive neu und anders: Was nun dargestellt wird, ist nicht mehr der Glaube der sich rituell am Sonntagmorgen versammelnden Gemeinde, sondern die Glaubensweisen der sich zur Kirche zugehörig fühlenden, aber ihren eigenen Zugang bestimmenden Menschen. In diesem Zusammenhang kann die Vorstellung, Gottesdienst werde von der sich versammelnden Gemeinde stellvertretend gefeiert, entlasten: Ganzheitsideale können losgelassen werden, über die, die nicht kommen, braucht nicht geschimpft werden.

5. Suche nach Lösungsperspektiven

Das Evangelische Gottesdienstbuch greift zur Lösung des Problems die Tradition der „Hausgottesdienste“²⁰ auf. Seine drei Beispielformen zeigen aber, dass durchaus das Problem des öffentlichen Gottesdienstes, der nur gering besucht wird, im Blick ist. Empfohlen wird grundsätzlich eine „elastische, offene Form“²¹. Sie stellt sich als Variation der Grundformen I und II dar, als „Tischabendmahlfeier“, als „verkürzte, vereinfachte Liturgie“ nach Grundform I und II, oder als „einfache Ordnung nach Grundform II“, konkret einer „Andachtsform“.²² Mit dem Hinweis, dass die elementaren Formen die „Regelformen“ insbesondere in ländlichen Gemeinden sind oder sein werden, wird noch einmal deutlich, dass diese liturgischen Formen der Wirklichkeit gottesdienstlichen Lebens verpflichtet sind. Als offenes Problem wird die Frage nach einem Gottesdienstangebot im Rhythmus von vier Wochen gestellt.²³

Die Modelle des Gottesdienstbuchs zeigen, dass sich mit Fragen der Formveränderung auch grundlegende konzeptionelle Fragen verbinden. Wird Gottesdienst mit kleiner Teilnehmerzahl als kleine Form gestaltet, wird der Gottesdienst am Sonntagmorgen tendenziell zu einer „gruppenkirchlichen“ Veranstaltung („Hausgottesdienst“). Diese setzt auf erlebbare Gemeinschaft und subjektiv-persönliche Authentizität – und gefährdet damit den öffentlichen Charakter (Richard Sennet). Wird an der überkommenen Form festgehalten, bleibt der Gottesdienst zwar eine „volkskirchliche“ Veranstaltung, aber ohne soziale Funktionsbasis. Wie ist mit diesem Dilemma umzugehen?

¹⁸ Karl-Fritz Daiber: Zur Sozialgestalt der Gemeinden, in: Peter C. Bloth/u.a. (Hg.): Handbuch der Praktischen Theologie, Band 3: Praxisfeld: Gemeinden, Gütersloh 1983, 26.

¹⁹ Siehe Lutz Friedrichs: Auf der Suche nach Gott. Liturgische Aufbrüche – wohin?, in: Arbeitsstelle Gottesdienst 17/2003/3, 25-37; siehe auch Thomas Hirsch-Hüffell: Muss es Gottesdienst geben? Ansichten zur Frage des Notwendigen, in: lernort gemeinde 22/2004/3, (40-41) 41: „Wissen wir z.B., wie viele Kräfte (unnütz) gebunden werden durch die Behauptung, der 10-Uhr Sonntags-Gottesdienst sei die Mitte der Dinge? Kräfte, die vielleicht gebraucht würden für den kasuellen Gottesdienst, die Sonderform, die Mischformen aus Lebenshilfe und Gottesdienst, all diese wilden Pflänzchen, die im Moment entstehen.“

²⁰ Gottesdienstbuch (Anm. 3), 156.

²¹ Ebd.

²² Siehe dazu EG 781.

²³ Gottesdienstbuch (Anm. 3), 157.

Ich möchte zwei Lösungsperspektiven vorstellen. Sie setzen voraus, dass Gottesdienst immer ein Geschehen ist, das mit den Menschen vor Ort in ihrer je spezifischen Situation gestaltet und gefeiert wird.

1. Öffentlichkeit als Kriterium für die Arbeit an der kleinen Form

Die Wirklichkeit des Gottesdienstes am Sonntagmorgen spricht dafür, an Kriterien für eine kleine liturgische Form zu arbeiten. Es gilt, das Kleine zu achten und wertzuschätzen.²⁴ Nur so kann ein Gottesdienst mit kleiner Schar auch gelingen.

Nicht selten steht – offen oder heimlich – Ärger am Anfang, was dem Gottesdienst einen resignativen Grundzug gibt: „Herzlich willkommen. Wir sind heute morgen leider nur eine kleine Gemeinde.“ Was steckt nicht alles in diesem Satz! Wie viel Frust! Wie viel Ärger über die, die mal wieder nicht gekommen sind. Und die, die da sind, sind von Anfang an klein, nicht geachtet, nicht wertgeschätzt.

Solche Anfänge wirken bedrückend. Sie lenken unser Augenmerk auf die Frage unserer Haltung zu dem, was wir tun. Wer bereit ist, sich von alten Leitbildern zu trennen, wird den Gottesdienst mit kleiner Teilnehmerzahl auch als solchen schätzen und versuchen, ihn der Situation vor Ort entsprechend zu gestalten.

Wie soll das konkret aussehen? Ich kann an dieser Stelle nur versuchen, Kriterien zu entwickeln, nach denen eine solche kleine Form entstehen soll.

a) Zunächst ist festzuhalten, dass die Chancen der kleinen Form auszuloten und zu gestalten sind. Die Sprache der Gebete kann persönlicher sein. Die Organistin, der Kantor können sich hervortrauen, Musik machen und zum Singen anleiten. Ein biblischer Text kann im Gespräch bedacht werden.

b) Dennoch meine ich, eine solche kleine Form solle nicht „gruppenkirchlich“, sondern nach wie vor öffentlich sein. Ich sehe in ihrer Öffentlichkeit das zentrale Gestaltungskriterium. Es setzt die kleine Form mit ihren Chancen in eine Spannung,²⁵ die davor bewahrt, nur noch unter sich zu sein. Dieses Kriterium betrifft nicht nur Form und Sprache, sondern auch die räumliche Konstellation. Der Sitzkreis der Kollegin beispielsweise kann, je nach Ortsgegebenheit, eine gute Idee sein. Aber er muss offen bleiben für den „gelegentlichen Besucher“. Er bleibt der Stachel der Öffentlichkeit und Offenheit – übrigens nicht nur in dieser kleinen Form des Gottesdienstes.

c) Das Kriterium der Öffentlichkeit spricht auch dafür, wenn möglich, Gottesdienst im Kirchenraum stattfinden und, als hörbares Zeichen öffentlicher Kultur, die Glocken läuten zu lassen. Das ist nicht normativ zu verstehen, sondern regulativ im Sinn einer anzustrebenden Richtung. Es gibt durchaus Situationen, in denen es keinen Sinn macht, die Kirche im Winter für drei Personen zu heizen.

d) Das Kriterium der Öffentlichkeit fordert auch eine Form, die anschlussfähig an den „normalen“ Gottesdienst ist, aber der Wirklichkeit des Kleinen zu entsprechen versucht. Die Grundstruktur des evangelischen Gottesdienstes kann erhalten bleiben,²⁶ nur die hohen ri-

²⁴ Ich danke Pfarrer Christof Hartge für Anregungen in diesem Sinn.

²⁵ Siehe dazu Evangelisches Gesangbuch, Ausgabe Mecklenburg: „Wichtig für die Gestaltung dieser Form ist es, sich die Spannung zwischen dem Recht der Gemeinde auf einen ‚normalen‘ Gottesdienst und einer liturgischen Überforderung bewusst zu machen.“ (1171)

²⁶ Siehe dazu Karl-Heinrich Bieritz: Im Blickpunkt: Gottesdienst. Theologische Informationen für Nichttheologen, Göttingen ²1987, 79-81; Gottesdienstbuch (Anm. 3), 156f; zur Diskussion siehe: Wolfgang Ratzmann: Struktur des Gottesdienstes, in: Grethlein/Ruddat (Anm. 12), 419-436.

tuellen Gesten und Symbole sind der Situation entsprechend zu reduzieren. In dieser Weise kristallisiert sich eine elementare Form heraus. Sie gibt dem „kleinen Sonntagsgottesdienst“ eine Form, die Distanz schafft und Nähe möglich macht. In einem gewissen Sinn trägt sich eine solche kleine, aber strenge Form von selbst.

Auch sie kann Impuls für die Gottesdienstkultur insgesamt sein. So hat eine ökumenische Besuchsgruppe in der thüringischen Kirche mit Erstaunen festgestellt, dass es einer Gemeinde gelungen ist, über eine elementare Form Sonntag für Sonntag Menschen verschiedener Altersgruppen ansprechen zu können: „In einer Gemeinde, die wir besuchten, sind alle Altersgruppen jeden Sonntag beteiligt. Sie benutzt eine einfache Form der Liturgie, an der auch die Kinder teilnehmen können. Eine besondere Kinderpredigt wird für sie angeboten. Sie kommen zurück mit dem letzten Lied oder vor dem heiligen Abendmahl, das monatlich gefeiert wird.“²⁷

Eine solche Grundform symbolisiert zudem Gemeinschaftlichkeit im Gottesdienst mit anderen Gemeinden: So kann eine solche Form auch dazu beitragen, sich nicht ganz verloren zu fühlen.

Es gibt auch pragmatische Gründe für eine wiedererkennbare Form: Sie ist hilfreich in Vertretungssituationen – ein Fall, in dem das Problem besonders oft auftaucht – ebenso wie für Lektorinnen und Lektoren, deren Arbeit in Zukunft für den Gottesdienst in seiner repräsentativen Funktion noch zunehmen wird.

e) Das Kriterium der Öffentlichkeit bedeutet auch, Gottesdienst in regionaler Öffentlichkeit zu denken. Hinsichtlich des „normalen“ Sonntagsgottesdienstes ist die Kollegin aus dem Fallbeispiel zu Recht skeptisch. Aber denkbar und sinnvoll sind Gottesdienste in einer Region, die einen spezifischen Anlass, ein Fest (Himmelfahrt) oder einen kulturellen Wert haben (Kirchenmusik).²⁸

f) Wertschätzung des Kleinen in diesem Sinn bedeutet auch,²⁹ die Frage so ernst zu nehmen, dass sie mit anderen Verantwortlichen gemeinsam bearbeitet wird. Es bietet sich an, zu diesem Thema einen Klausurtag einzulegen, der zulässt, anstehende Fragen mit Bezug auf die konkreten Verhältnisse vor Ort zu bedenken.³⁰ In jedem Fall sind auch die Besucherinnen und Besucher des Gottesdienstes mit ihren Erwartungen und Bildern vom Gottesdienst zu beteiligen – etwa in Form eines Gottesdienstnachgesprächs in der Phase des Ausprobierens. Ein unvermitteltes „Lassen Sie uns doch näher zusammenrücken“ ist sicherlich gut gemeint, kann aber als bedrängend und abschreckend erlebt werden.

2. Gottesdienst im öffentlichen Raum

Der Strukturwandel der Öffentlichkeit „zwingt“ uns, an Öffentlichkeit zu arbeiten. Sie versteht sich nicht von selbst, sondern will, auch liturgisch, erarbeitet sein.

²⁷ Evangelisch-lutherische Kirche in Thüringen: „Wofür – um alles in der Welt – gibt es unsere Kirche?“ Bericht der ökumenischen Besuchsgruppe im Oktober/November 1998, 5.

²⁸ Der Gottesdienst am Sonntagmorgen hat nach wie vor Öffentlichkeit im repräsentativen Sinn über die Fernsehgottesdienste in ZDF und ARD. Vielleicht kann diese Form der medialen Präsenz auch zu Gelassenheit vor Ort animieren und dazu anhalten, die Kräfte anders zu bündeln und binden zu lassen als von einem Gottesdienstangebot, das – jedenfalls im Rhythmus von Sonntag zu Sonntag – nur von einer kleinen Minderheit wahrgenommen wird. Die Frage, ab wann dieses Gottesdienstangebot ausfallen kann, ist berechtigt, aber doch nicht numerisch zu lösen.

²⁹ Wird die abschätzige Haltung dem Kleinen gegenüber durchbrochen, eröffnet sich ein weites Feld, das auch liturgisch zu Entdeckungen reizt. Zudem ist absehbar, dass wir in Zukunft Menschen „vielleicht bald ambulanter und näher als früher“ begleiten, Hirsch-Hüffell (Anm. 19), 41.

³⁰ Siehe Werner Reich: Und wenn wir immer weniger werden? Kleine Teilnehmerzahl im Gottesdienst, in: Gottesdienst – Fremde Heimat, Düsseldorf 2001, 125-127.

Unter dieser Perspektive wird die Ausgangsfrage zur Rückfrage an unsere Gottesdienstkultur: Für wen sind eigentlich unsere Gottesdienste? Deren Sprache verrät, dass tendenziell die angesprochen werden, die mit Kirche und Kirchensprache vertraut sind. Gottesdienste, wie sie einem landauf landab begegnen, kultivieren binnenkirchliches Insidermilieu, pflegen – agendarisch vorgegeben – eine oft „seltsam hochkirchliche Sprache“ (Christoph Dinkel). Zudem zeigen sie auch Anzeichen einer offensichtlich grundlegenden Verunsicherung. Trotz der beschriebenen Machbarkeitsgrenzen bleibt Gottesdienst als Gestaltungsaufgabe wichtig. Die kleine Teilnehmerzahl kann uns mit dem, was wir tun, nicht zufrieden stellen.

Wenn Menschen gefragt werden, wie sie Gottesdienst erleben, wird oft die fehlende Lebensnähe beklagt. Kann der Gottesdienst am Sonntagmorgen das leisten? Wie kann solche Lebensnähe erreicht werden?

Lebensnähe kann *erstens* „innerliturgisch“ hergestellt werden. Dazu ist es erforderlich, die eigene Gottesdienstkultur auszudifferenzieren, etwa in Form „alternativer“ Gottesdienste. „Zehn, das heißt Hetze!“, sagt eine Frau in einem Interview im Rahmen der letzten EKD-Mitgliedschaftsstudie. Der Sonntag hat sich inzwischen so verändert, dass allein schon die zeitliche Fixierung eine Teilnahme vieler blockiert. Alternativ kann deshalb schon bedeuten, diese „Heilige Kuh“ – die keine ist – anzutasten und zu verändern.³¹ Alternativ bedeutet aber auch zu sehen, dass der agendarische Gottesdienst in seiner Form als Ritual eine Form der Spiritualität inszeniert, die am „religiösen Bewusstsein vieler moderner Gottesdienstbesucherinnen und -besucher vorbei“ geht.³²

Lebensnähe kann *zweitens* auch „kontextuell“ so erreicht werden, dass Gottesdienst als öffentlicher mit repräsentativer Absicht mit dem Leben der Menschen vor Ort verzahnt wird. Dabei bieten sich verschiedene Wege an. Ich nenne drei Beispiele:

- Gottesdienste können beispielsweise vierteljährlich am ersten Sonntag im Monat von je einer Gruppe der Gemeinde vorbereitet werden (ohne diese zu überfordern: kleine Schritte lassen Zutrauen wachsen).
- Gottesdienste können in ihrem liturgischen Potenzial für die gesellschaftlichen Probleme vor Ort ausgeschöpft werden: Je konkreter die Sprache der Fürbitten ist, desto näher ist Gottesdienst, wie es etwa Ernst Lange sich vorgestellt hat, mit dem Leben der Menschen vor Ort verbunden.

Die ökumenische Besuchsgruppe der thüringischen Kirche hat ganz in diesem Sinn festgestellt: „In den meisten Kirchengemeinden fanden wir [...] wenig Aktivität für die gesellschaftlichen Probleme in ihrem eigenen Bereich vor. In den Fürbittengebeten des Gottesdienstes vermissten wir die Berücksichtigung der weltlichen und gesellschaftlichen Probleme.“³³

- Gottesdienste können den Jahresrhythmus des Dorfes, der Stadt, der Region darstellen; ich denke hier an Vereinsjubiläen, Totengedenken, Friedensandachten.

³¹ Die Leitlinien der VELKD (Anm. 2), 31, legen einen Zeitpunkt nicht fest.

³² Christoph Dinkel: Zukunft und Vergangenheit der Erneuerung des Gottesdienstes, in: EvTh 64 (2004), 70-84, 73.

³³ Kirche in Thüringen (Anm. 27), 18.

Gottesdienste, die im Monatsrhythmus stattfinden, bedürfen eigener Aufmerksamkeit, weil sie die bestehende Logik des Kirchenjahres durchbrechen. Sie erfordern eine Art „elementares Kirchenjahr“ – eine Aufgabe, an der verstärkt zu arbeiten sein wird.³⁴

6. Schlussbemerkung

Wir neigen dazu, Fragen des Gottesdienstes gleichsam ad hoc lösen zu wollen, etwa nach dem Motto: Neues Konzept, neue Leute. Das ist verständlich, aber letztlich zu kurz gedacht. Fragen des Gottesdienstes haben eine spezifische Langzeitperspektive. So entscheidet die Frage, wie wir Kindern heute Gottesdienst nahebringen – im Kindergottesdienst ebenso wie in Schule und Familie –, wesentlich mit darüber, wie Gottesdienste eine Generation später besucht und gefeiert werden. Ich finde, es ist wichtig, sich dies klar zu machen, weil es bei diesem Thema ja wesentlich auch um Loslassen und die Frage nach Prioritätensetzung geht.

³⁴ Siehe auch Gottesdienstbuch (Anm. 3), 157f.